



Wolfgang
Günter
Lerch

DER BABYLONIER

Das abenteuerliche Leben
des Claudius James Rich

Roman

EDITION
Noack 
Block

Wolfgang Günter Lerch
Der Babylonier

Wolfgang Günter Lerch

DER BABYLONIER

Das abenteuerliche Leben des
Claudius James Rich

Roman

EDITION
Noack 
Block

Umschlagabbildung: *Claudius James Rich* (1786/1787–1821). 1825. Oil on canvas, 76.5 × 63.4 cm. British Museum, CC BY-NC-SA 4.0

ISBN 978-3-86813-192-5

E-Book (PDF) ISBN 978-3-86813-886-3

© Edition Noack & Block in der Frank & Timme GmbH
Berlin 2024. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch Edition Noack & Block
in der Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.noack-block.de

Ich will nur erzählen
— *Der Autor*

*Der nahe osten war immer auch einer der reisenden,
die manchmal nicht zurückkamen.*
— *(Raoul Schrott)*

Was dem Leser auf den folgenden Seiten geboten wird, ist in erster Linie eine Geschichte. Die Geschichte eines Abenteurers und Romantikers. Sie ist nicht ausgedacht, jedenfalls nicht zur Gänze, denn ihr Held hat tatsächlich gelebt. Seine Lebensbahn und seine Taten werden hier im Allgemeinen der Wirklichkeit entsprechend wiedergegeben; auch haben die allermeisten der Protagonisten, die er traf und mit denen er Umgang pflegte, wirklich existiert und ihre mehr oder weniger tiefe Spur in der Geschichte hinterlassen. Sie sind, wie man so sagt, historische Persönlichkeiten. Auch deren Werke und Taten sind überliefert. Die «Zwischenräume» allerdings, jene Dialoge und Empfindungen, Eindrücke und individuellen Erlebnisse, von denen wir nichts wissen können, sind Erfindungen des Autors, der – wie schon hervorgehoben – zunächst einfach eine Geschichte erzählen will, die weitgehend unbekannt ist, jedenfalls in Deutschland. Nebenbei ist es auch die – obzwar ganz unvollständige – Geschichte der Erschließung des Alten Orients, an der viele der hier erwähnten Personen mitgewirkt haben – als Reisende, als Sprachwissenschaftler oder später als Ausgräber. Sie gaben die Initialzündung für die nach ihnen kommenden Generationen, die diese noch rudimentären Forschungen zu bedeutenden Wissenschaften ausgebaut haben. Deshalb wird hier auch nicht Gerichtstag gehalten über Menschen, die seinerzeit glaubten, das Angemessene, ja das Richtige zu tun. Solcherlei Verurteilungen, die heute ins Kraut schießen, sparen wir uns, weil sie unhistorisch und oft auch ungerecht sind. Aus dem Abstand von Generationen lässt sich leicht urteilen, vor allem jedoch verurteilen. Allen, die das dennoch tun, wünschte man, sie fänden selbst in der Zukunft gnädigere Richter.

*Wohl endet Tod des Lebens Not,
Doch schaudert Leben vor dem Tod ...
— Maulâna Rûmî*

Erstes Kapitel

Tod in Persien

Schiras, im September 1821

Von Fieberschauern geschüttelt, schreibt ein noch jüngerer Mann im fernen Persien einen Brief nach London. Die Adresse lautet: British East India Company, Leadenhall Street, Hauptquartier. Immer wieder legt er die Feder aus der Hand und hält ein wenig inne, denn die Krankheit hat ihm in den vergangenen Tagen schwer zugesetzt. Seine Kleidung ist nicht nur wegen der Hitze des Tages, sondern vor allem wegen des Fiebers durchgeschwitzt; immer wieder trocknet er seine schweißigen Finger mit einem Tuch, damit ihnen die Feder nicht entgleite.

Es ist ein fiktiver Brief, denn niemand weiß, ob Claudius James Rich, Esquire, Resident der Ehrenhaften Ostindischen Company und Seiner Majestät des englischen Königs bei dem Pascha von Bagdad (so der amtliche Titel), ihn wirklich geschrieben hat, oder, wenn er ihn denn schrieb, er ihn noch absenden konnte.

Sein Text könnte, wie der Berichterstatter meint, wie folgt gelautet haben:

Exzellenzen und Lords,

Ich schreibe Ihnen heute aus einer fernen Region Persiens, die bei uns von alters her von Märchen und Legenden, von historischen Abenteuern widerhallt; einer Region der Träume unserer Poeten, die selbst von Poeten geprägt worden ist. Man nennt Schiras, wo ich mich gegenwärtig noch aufhalte, in der hiesigen Sprache auch die «Stadt der Rosen

und der Nachtigallen». Doch im Volksmund heißt sie auch die «Stadt der Dichter».

Meine Wohnung befindet sich in einem prachtvollen Garten in der Nähe des Dichters Hafis, den die Bevölkerung des ganzen Landes wie einen Gott verehrt. Er ist zwar bereits seit vierhundert Jahren tot, aber es ist, als ob er noch immer lebte. Jeder gebildete Perser, ja sogar viele Analphabeten führen seine Verse bei jeder Gelegenheit im Munde. Mir freilich ist in diesem Augenblick gar nicht poetisch zumute.

Zu meiner Wohnung im üppig aufsprießenden Dschehan Name-Garten kam ich durch unsere diplomatischen Kontakte zum Herrscher, und zwar über den hiesigen Gouverneur und den Kronprinzen selbst, der freilich die Stadt wegen der für die Gesundheit abträglichen Lage unlängst verlassen und sich nach Teheran begeben hat. Ich habe es mir sehr bequem gemacht; und dafür sorgt nicht zuletzt mein alter treuer persischer Diener Yusuf Abbas Agha, den ich im Scherz «Abbas den Großen» nenne.

Doch Sie werden ungeduldig fragen: Wann kommt er denn endlich zur Sache?

Das will ich nun tun.

Die Situation in Bushir, My Lords, ist katastrophal. Als ich die Residenz dort verließ und mich hierher begab, hatte man bereits mehr als zweitausend Tote gezählt, die Opfer der Cholera geworden waren. Es gibt dort keinerlei wirksame Hilfe. Die Medizin in diesem Land, einstmals hoch entwickelt, liegt gänzlich darnieder. Die Behörden sind überfordert und wenig organisiert. Hunderte menschliche Kadaver lagen in den Gassen, sogar vor unserer Residenz. Der Gestank der verwesenden, aufgequollenen Leichname war unerträglich. Auch aus vielen Häusern, wo die Toten noch länger liegenblieben als auf den Straßen, drang ein pestilenzialischer Gestank nach draußen. Allein vom Beten erhoffen sich die Menschen noch Hilfe. Die wenigen Engländer in unserem Konsulat sind ebenso überfordert wie die einheimische Bevölkerung und machen sich davon – nach dem Motto: Rette sich, wer kann!

So beschloss auch ich, die Stadt zu verlassen und die Residenz Seiner Majestät am Persischen Golf einstweilen zu schließen. Meine Frau Mary begab sich über einen Umweg nach Bandar Abbas und dann aufs Schiff; ich schickte sie, ihrer Gesundheit halber, schon einmal voraus nach Bombay, wo sie wohl demnächst eintreffen wird. Da sie dort groß geworden ist, wird sie sich heimisch und sicher fühlen. Wie Sie wissen, lebt ihre Familie dort, und ihr Vater, Richter Macintosh, wird sie erfreut in die Arme schließen.

Ich selbst machte mich, begleitet, wie gesagt, von dem treuen Yusuf Abbas, auf den Weg nach Norden. Einmal wollte ich mich vor der Seuche in Sicherheit bringen; zum andern aber reizte es mich, auf dem Weg nach Schiras Persepolis, das die Perser den «Thron des Dschamschid», eines ihrer legendären Könige, nennen, zu besuchen. Schon vor Jahren hatte mir Robert Ker Porter, als er mich in Bagdad aufsuchte, den Mund wässrig gemacht mit seinen Erzählungen über diese berühmte Ruinenstätte; doch auch seine Zeichnungen der Anlage, die auch den unglücklichen Charles Bellino besonders begeistert hatten, bewegten mich zum Besuch dieses historischen Ortes. Und ich muss gestehen, dass mich keine bedeutende historische Stätte innerlich so bewegt, meinen Geist so aufgewühlt hat wie dieses Persepolis. Ich spürte förmlich den Geist des großen Alexander, des Verwandlers der Welt, wie Gibbon sagt, dem wir noch heute nachstreben, obwohl sein Ruhm nicht ohne Flecken ist: Dass er die Brandfackel, im Trunk, wie es heißt, in den großen Apadana, die Thronhalle des Dareios, warf, war ein unverzeihliches Verbrechen, wenngleich nicht so schlimm wie die Morde an einigen seiner treuesten Gefährten.

Der Apadana aber beeindruckt noch als Ruine die Nachwelt, das heißt uns Nachgeborene. Die Ausdehnung der gesamten Anlage spiegelt Größe und Macht des persischen Weltreichs wider, mit denen das heutige Persien des Fath Ali Schah aus der Familie der Qadscharen in keiner Weise mithalten kann, mag der Herrscher auch behaupten, was immer er will. Das Land liegt am Boden und ist den türkischen Osmanen, wie schon in den Tagen des großen Sultans Murad, hoffnungslos

unterlegen. Und das zweifelsohne große diplomatische Geschick des Großwesirs wird nicht verhindern können, dass wir unseren Einfluss in diesen Ländern mächtig ausdehnen. Hier liegt unsere Zukunft. Auch unsere Fortschritte bei der Durchdringung Indiens machen das deutlich. Ich sehe hier, wie auch in Ägypten, die künftige Größe Englands. Die Franzosen brauchen wir in Persien kaum mehr zu fürchten, ihre Pläne im Nahen Osten sind fürs Erste gescheitert; eher schon die Russen, die in Turkestan fleißig Propaganda betreiben und beginnen, einen ungezügelten Drang in Richtung der asiatischen Steppen zu entwickeln. Dazu kommt ihr Druck auf die Osmanen, den ich sogar in Bagdad zu spüren bekam, nicht nur in Konstantinopel. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, dass die Perser in absehbarer Zeit die Russen herausfordern werden; sollten sie das tun, so werden sie sich allerdings nach meiner bescheidenen Einschätzung blutige Köpfe holen.

Ich verließ den Thron des Dschamschid und besuchte die Stätte von Pasargadae. Leider ist von ihr, der alten Hauptstadt, so gut wie nichts mehr zu sehen. Einzig erhalten ist das auf seine Weise beeindruckende Grab des großen Kyros, des Achaimeniden, das einsam und verloren in die es umgebende Wüstenlandschaft blickt und dem vergangenen Ruhm dieses Reiches nachtrauert. Wie man sich denken kann, haben die persischen Umwohner dieses Denkmals keine Ahnung, wer hier der Ewigkeit entgegenruht, denn die Stätte trägt den Namen «Salomos Grab». Wie es aussieht, werden wir Engländer (und einige Deutsche und Franzosen) es sein, die den Persern ihre Geschichte zurückgeben, unsere Reisenden und Forscher. Und auch ihre Authentizität. Ich dachte darüber schon in Persepolis nach, als ich – wieder auf Ker Porters Spuren – die Felsengräber bei Naghsch-e Rostam aufsuchte. Keine menschliche Seele weiß genau, wer dort begraben wurde und wessen man dort gedenkt; man kann jedoch mit Recht annehmen, dass es nicht der alte und legendäre Held Rostam ist, jener König Artus der Perser, den sie in ihrem Epos Schahname aufs Höchste preisen und feiern – ein Recke ohne Fehl und Tadel, der Tapferkeit und Edelmut auf die glücklichste Weise miteinander verbindet. Unbesiegbar im Kampf

und voller Tugendhaftigkeit gegenüber den Töchtern des Landes. Auch was es mit diesem Rostam wirklich auf sich hat, werden eher europäische als einheimische Gelehrte herausfinden, war es doch, wie sie längst wissen, auch der Deutsche Grottefend, der ihnen, wie uns kürzlich bekannt wurde, die Geheimnisse ihrer alten Schrift entschleierte.

Doch nun genug der Abschweifungen.

Die Verhältnisse in Schiras, das wir von Norden her durch das Allahu-Akbar-Tor betraten, sind ungleich besser als an der Küste in Bushir, obwohl es auch hier die ersten Todesfälle gibt. Die Stadt ist indes viel besser gerüstet als das provinziellere Bushir. Täglich schweift mein Blick hinüber auf die von Blumenrabatten umgebene Rotunde des Grabes von Hafis, dessen Poesien mein enger Freund Joseph von Hammer in Wien vor einem Jahrzehnt übersetzte. Das ist ein gewisser, obschon nur schwacher Trost angesichts der auch hier allmählich um sich greifenden Krankheit. Auch der persische Poet Saadi ruht unweit von hier in seinem Mausoleum.

Mir macht das Wechselfieber von Tag zu Tag mehr zu schaffen, doch hoffe ich auf baldige Genesung. Meine Symptome unterscheiden sich von denen derjenigen, die an der Cholera erkrankt oder schon gestorben sind. Im Übrigen lockt mich doch endlich Indien mit all seinen Wundern. Ich bin seinerzeit zu kurz in diesem Land gewesen, um es wirklich in mich aufgenommen zu haben. Auch freue ich mich auf die Zusammenarbeit mit Lord Elphinstone und seinen Beamten, die ich schon lange besonders schätze. Sobald ich gesund sein werde, werde ich mit einer unserer Fregatten meiner Frau nach Bombay folgen.

Den durch meinen Weggang verwaisten Posten in Bushir sollten Sie, werte Exzellenzen und Lords, so bald wie möglich mit einem geeigneten Beamten wieder besetzen. Natürlich erst nach dem Erlöschen der Seuche.

Mit hochachtungsvollen Grüßen

Claudius James Rich, Esquire.

PS. Diese Post geht schon heute ab.

London schickte tatsächlich einen neuen Residenten nach Persien an den Golf. Da war Claudius James Rich jedoch schon *einige Zeit tot*. Seine Sehnsucht, abermals nach Indien zu gelangen, erfüllte sich nicht: Er erlag am 5. Oktober des Jahres 1821 im Alter von nur 35 Jahren der Cholera, der zu entfliehen er verzweifelt versucht hatte.

Da es in Schiras keine christliche Gemeinde gab, bestattete man ihn in Isfahan, in dem Stadtviertel von Dschulfa, in dem hauptsächlich Armenier lebten. Schah Abbas der Große hatte sie seinerzeit ins Land gerufen, da sie als tüchtige Kaufleute und Handwerker galten. Da war Persien von seinem Niedergang noch weit entfernt gewesen. Und die East India Company hatte mithilfe der Brüder Robert und Anthony Sherley die ersten Kontakte zum persischen Hof geknüpft, der damals noch in Isfahan residierte.

Das Isfahaner Viertel Dschulfa aber existiert noch heute.

Zweites Kapitel

Ein schwieriger Charakter

Bristol, nach 1800

Über Kindheit und Jugend von Claudius James Rich vermag der Chronist nur wenig zu sagen. Wir stellen uns den jungen Claudius ein wenig wild, ja ungestüm vor – Verhaltensweisen, die er auch später, als Erwachsener, bisweilen an den Tag legte. Oft dürfte er mit Kameraden gerauft und den Lehrern ob seines aufbrausenden Temperaments zu schaffen gemacht haben. Sport und auch eine gewisse körperliche Härte waren in jenen Tagen nicht unerwünscht in einem Land, das sich nach wie vor anschickte, weit in die bewohnte (und unbewohnte) Welt auszugreifen, um dort Fuß zu fassen und jenen Geist zu verbreiten, den Generationen zuvor ein Sir Walter Raleigh und ein Francis Drake verkörpert hatten. Damals war England noch keine wirkliche Großmacht gewesen, doch hatte es begonnen, nach dem Sieg über die spanische Krone 1588 endgültig diesen Weg einzuschlagen – mit der Mentalität jener tollkühnen Seefahrer, die man getrost auch hätte Korsaren, Piraten, ja sogar freche Räuber hätte nennen können.

An der Seele des kleinen Claudius nagte ein Geheimnis, machte ihr so sehr zu schaffen, dass noch der Erwachsene nie mit ihm fertig geworden ist. Das vermuten wir jedenfalls, denn seine Bestrebungen, sich besonders hervorzutun, besser zu sein als andere seiner Herkunft, lässt den Psychologen tiefer blicken.

«Warum kann ich Vater so selten sehen?», fragte er häufig die Frau, die er Mutter nannte.

«Dein Vater hat viel zu tun», lautete meistens die Antwort.

«Warum heiße ich Claudius Rich und nicht Claudius Cockburn, wie Vater?»

«Deine Großmutter hieß so.»

Diese Antwort verstand er ganz und gar nicht. Hießen denn die anderen Jungen, seine Mitschüler, nicht alle wie ihre Väter? Von der Mutter (die in Wahrheit seine Tante war) erfuhr er nichts Weiteres darüber. Und manches Mal hänselten ihn seine Kameraden deswegen. Immer wieder hörte er auch, man habe früher in Frankreich gelebt, in der Stadt Dijon, doch auch in dieser Sache war nichts Genaues zu erfahren. Wenn man ihn nach seinem Geburtsort fragte, sagte er: Bristol. Das verstand jeder, denn mit Dijon hätte kaum jemand etwas anfangen können.

War er denn in Dijon geboren worden und damit ja fast ein Franzose? Aus manchen Bemerkungen der Erwachsenen hätte man das schließen können. Doch niemand gab ihm Antwort – und so fragte er auch immer seltener. Erst als Erwachsener erfuhr er, dass es tatsächlich so war.

Schon bald bemerkte er, dass er anders war als die andern. Nur im Sport glichen sie ihm, während er ihnen allen in den übrigen Fächern enteilte. Er lernte Latein und Griechisch, auch mithilfe von privaten Lehrern, in der Hälfte der Zeit und las den Herodot im Original schon zu einer Zeit, da seine Mitschüler sich noch mit dem zweiten Aorist herumquälten. Es folgten Plutarch und Thukydides, Tacitus und, natürlich, Caesar, sodass er bald mit den seltsamen Schicksalen großer Männer in Berührung kam. Das berührte ihn, das begeisterte ihn, das bestimmte gelegentlich seine Träume, ohne dass er jemals zu anderen davon gesprochen hätte, auch nicht zu seiner «Mommy».

Manches Mal hatte er den Eindruck, als lebte noch ein anderer, ein zweiter Claudius in ihm, eine Puppe in der Puppe. Die eine bewegte sich in der Welt da draußen, die andere wandte sich nach innen, schuf sich dort eine eigene Welt, von der er nur schwer sagen konnte, ob sie wirklich war oder nur erträumt. Bin ich anders als die anderen? fragte er sich oft und konnte diese Frage nicht abschließend beantworten.

Wenn er mit den Kameraden zusammen war, wenn sie Sport trieben oder rauften oder zechten, war er ganz in ihrer Mitte; dann wieder grenzte er selbst sich aus, mehr als die anderen ihn ausgegrenzt hätten. Er war dann der anderen überdrüssig und sagte sich immer wieder, er brauche sie gar nicht. Doch durfte man so denken? Es war ein gewisser Hochmut, der freilich durch seine Leistungen gedeckt war.

Er fühlte sich mit sich selbst nicht im Reinen. Wer war er?

Immer häufiger wurden seine Reisen nach innen. Er dachte sich in antike Verhältnisse hinein, zog mit Alexander dem Großen nach Osten und erlebte dessen Abenteuer nach. Auch die Helden Roms wurden in seiner Seele lebendig. Wie klein war doch die Welt, die ihn umgab, mit ihrem täglichen Trott, mit immer denselben Aufgaben und Verrichtungen, die ihnen abverlangt wurden. Wie trivial und langweilig war der Alltag. Nicht nur bei den kleinen Leuten, sondern auch in seinen Kreisen.

Er schwankte zwischen Niedergeschlagenheit und Euphorie. Wenn er seine intellektuellen Gaben ausspielen konnte, überwältigte ihn ein Gefühl der Überlegenheit, das er genoss und dessen er sich gleichwohl schämte.

War das nicht unchristlich?

Er verscheuchte solche Gedanken.

Natürlich lasen sie regelmäßig in der Bibel. Auch dabei fesselten ihn die Gestalten der Propheten und Feldherren mehr als die göttliche Weisheit. Das Alte Testament las er mehr als ein Geschichtsbuch, denn als das Buch der göttlichen Offenbarung. David und Salomon, die Königin von Saba, Samson und Dalila, Judith und Holofernes, Daniel in der Löwengrube, die Geschichten um das jüdische Volk, das von König Nebukadnezar an die Wasser Babylons verschleppt worden war – dies alles fesselte ihn mehr als die Lehre des Auferstandenen, an die er gleichwohl glaubte, wenngleich in einem viel diffuseren Sinn als seine «Mommy» und deren fromme Umgebung.

Und so blieb es auch für den Rest seines Lebens.

Wie wahr waren die Geschichten der Bibel? Waren sie so wahr wie das, was Herodot berichtete? Und wie wahr war dieser? Er hatte schon